

Inserate
werden bis Montag
Mittwoch u. Freitag
Mittag angenommen
und kosten:
Vierteljahr 15 Pfg.
Unter Einfaß:
30 Pfg.

Inseraten-
Annahmestellen:
Die Keno'sche
Buchhandlung,
Invalidentum,
Gautschi & Bogler,
Rudolf Roske,
G. Taube & Co.
in Dresden, Leipzig,
Hamburg, Berlin,
Frankfurt a. M.
u. s. w.

Sächsische Vorzeitung.

Ein unterhaltendes Blatt für den Bürger und Landmann.

Amtsblatt für die kgl. Amtshauptmannschaften Dresden-Altstadt und Dresden-Neustadt,
für die Ortshauptmannschaften des kgl. Amtsgerichts Dresden, sowie für die kgl. Forstrentämter Dresden,
Tharandt und Moritzburg.

Verantwortlicher Redakteur und Verleger Herrmann Müller in Dresden.

Expd. u. Redaktion
Dresden-Neustadt
H. Reihner Gasse 4.

Die Zeitung erscheint
Dienstag,
Donnerstag und
Sonntag
früh.

Abonnements-
Preis:
vierteljährl. M. 1.50.

Zu beziehen durch
die kaiserlichen Post-
anstalten und durch
unseren Boten.
Bei freier Lieferung
ins Haus erhebt die
Post noch eine Ge-
bühr von 25 Pfg.

Nr. 63.

Sonnabend, den 31. Mai 1890.

52. Jahrgang.

Abonnements-Einladung.

Bestellungen auf die „Sächsische Vorzeitung“
für den Monat Juni nehmen alle kaiserlichen
Postanstalten und Postexpeditionen, sowie auch alle
Landbriefträger gegen Vorauszahlung von 50 Pf.
entgegen.

Die Verlags-Expedition.

Politische Weltanschauung.

Deutsches Reich. Als Erwiderung auf die von
uns eingehend besprochene Broschüre „Videant consules“ ist
nunmehr unter dem Titel „Codant arma togae“ (die Waffen
mögen der Friedensstoga weichen) eine sehr beachtens-
werte Schrift erschienen, worin die Politik des Fürsten
Bismarck gegen den Vorwurf der „Marklosigkeit“ in
Schutz genommen wird. Speziell wendet sich der Ver-
fasser gegen die in der ersterwähnten Broschüre auf-
gestellte Behauptung, der Ausbruch eines Krieges zwischen
Deutschland und Rußland sei nur noch eine Frage der
Zeit und der ehemalige Reichskanzler hätte daher schon
vor drei Jahren gegen das Czarenreich loszuschlagen
sollen. Mit Bezug hierauf heißt es in der neu erschie-
nenen Broschüre: „Sind wir denn Räuber? Haben
wir ein Recht, Europa durch einen Krieg in Brand zu
setzen, weil ein anderer Staat möglicher Weise uns
einmal gefährlich werden könnte? Ist der Krieg nicht
ein so großes nationales und internationales Unglück,
daß er immer nur als das letzte und äußerste Mittel,
niemals aber als das Ziel der Politik eines mächtigen
Reiches gelten darf? Jeder Krieg ist und bleibt ein
Würfelspiel, bei dem beide Theile ihren Wohlstand,
wenn nicht ihre ganze Existenz riskieren. Was wir
speziell im Jahre 1887, wo die Chancen angeblich für
uns günstig lagen, hätten gewinnen können, ist voll-
kommen unerfindlich. Weder die Völker Oesterreich-Ungarns
noch die italienische Nation würden jemals geneigt sein,
einer deutschen Räuberpolitik ihre Unterstützung an-
gebeihen zu lassen; vor Allem aber muß daran erinnert
werden, daß weder die österreichisch-ungarische noch auch
die italienische Regierung nach dem Bündnisvertrage
die Verpflichtung hat, uns bei einem Angriff- und
Eroberungskriege Heeresfolge zu leisten.“

Fürst Bismarck fährt fort, sich die Zeit in
Friedensruhe damit zu vertreiben, daß er ausländische
Journalisten empfängt und denselben auf alle nur
möglichen Fragen Rede und Antwort steht. So hat
der ehemalige Reichskanzler dieser Tage auch einen
Redakteur des in Paris erscheinenden „Petit Journal“

bei sich gesehen, um demselben im Laufe einer fünfständigen
Unterredung manche interessante Aufschlüsse zu geben.
Zunächst kam Fürst Bismarck auf sein jetziges Ver-
hältnis zu dem Kaiser Wilhelm zu sprechen. „Ich
zürne meinem jungen Herrn nicht“, äußerte u. A. der
Fürst. „Er will die Menschen Alle beglücken und
dies ist in seinem Alter ganz natürlich; ich meinerseits
freilich glaube nicht, daß ihm dies gelingen wird und
ich habe diese meine Ansicht dehn auch dem Monarchen
gegenüber nicht verschwiegen. Es ist nicht besonders
verwunderlich, daß ein Mentor, wie ich es bin, dem
jungen Monarchen mißfällt; ein altes Arbeitspferd und
ein junger Renner lassen sich schlecht zusammen ein-
spannen. Ich befinde mich dem Kaiser gegenüber in
dem Verhältnisse eines vom Sohne getränkten Vaters.
Wie sehr letzterer aber auch leidet, er sagt trotzdem: mein
Sohn ist doch ein sammer Bursche. Ich bin zu alt,
um den Kaiser auf seinen weiten Reisen begleiten zu
können und es erscheint daher nur erklärlich, daß andere
in der Umgebung des Monarchen befindliche Rathgeber
bemüht waren, dessen Vertrauen auf meine Kosten zu
erlangen. Es glückte ihnen dies denn auch, zumal der
Kaiser sehr „impressionable“ (Eindrücken leicht zugänglich)
ist. Hört er Ideen, welche darauf abzielen, das Loos
seiner Untertanen zu verbessern, so brennt er auch schon
vor Ungeduld, diese Ideen zu verwirklichen. Es gefält
mir ja, wenn ein Fürst selbst regieren will, nur hätte
der Kaiser, als er meiner überdrüssig war, dies sogleich
sagen sollen, damit ich mir einen „guten Abgang“ von
der Bühne bereiten konnte. In meiner jetzigen
Unthätigkeit tröstet mich in erster Linie der Gedanke,
daß die Krone in Deutschland stark ist; seit dem Jahre
1862 habe ich daran gearbeitet, die königliche Macht
zu vermehren und ihr eine direkte und unabhängige
Wirksamkeit zu sichern. In keinem monarchischen
Staate ist die Organisation in dieser Hinsicht eine
bessere, wie in Deutschland. Ich billige es ja voll-
kommen, daß die Presse und das Parlament eine ge-
wisse Kontrolle über die Leitung der Staatsgeschäfte
ausüben, denn ohne diese Kontrolle erscheinen Miß-
bräuche unvermeidlich. Aber man darf in dieser Be-
ziehung auch nicht zu weit gehen. Der Monarch muß
der Herr bleiben und nur weil der Kaiser diese do-
minierende Stellung einnimmt, konnte er mich so leicht
entbehren. Wenn der Kaiser seinen Ruhm begründen
will, so habe ich den meinigen zu verteidigen. Herrn
v. Caprivi schätze ich mehr als jeden Anderen; er ist
ein guter, ja sogar unser bester General; schade, daß
er jetzt Politik treiben muß. Er kann übrigens nicht
viel an der von mir eingeschlagenen Richtung ändern.
Das Wagengeleise ist so tief ausgefahren, daß der
Karren darin verbleiben muß.“ Endlich erklärte Fürst

Bismarck noch, er wolle sich bei einer eventuell noth-
wendig werdenden Ersatzwahl zum Reichstage als
Kandidat aufstellen lassen; er gedente jedoch nicht etwa,
seinem Amtsnachfolger Verlegenheiten zu bereiten, viel-
mehr habe er nur das Bedürfnis, seinen Ansichten an
maßgebender Stelle Ausdruck zu verleihen und dies
ihm zustehende Recht werde er sich von keiner Seite
verkümmern lassen. Schließlich kam Fürst Bismarck
noch auf den hochseligen Kaiser Wilhelm I. zu sprechen,
dessen persönlichem Rath er namentlich die höchste
Anerkennung zollte. U. A. erzählte der Fürst die nach-
stehende Episode. Als Robiling das Attentat auf den
großen Kaiser verübt hatte, äußerte dieser scherzend zu
seiner Umgebung: „Der ungeschickte Robiling ist klüger
gewesen als meine Aerzte; er hat errathen, daß ein guter
Aderlaß das Beste für meine Gesundheit ist.“

Der Umstand, daß Fürst Bismarck wiederholt
fremdländischen Journalisten Aufschlüsse über die
von ihm befolgte Politik erteilt hat, soll in den
maßgebenden Kreisen der deutschen Reichshauptstadt
sehr peinlich berührt und einen sehr „regen“ Brief-
wechsel zwischen dem Reichskanzler v. Caprivi und
seinem Amtsvorgänger zur Folge gehabt haben. Von
einer Seite, wo man mit dem ehemaligen Reichskanzler
Fühlung haben dürfte, bemerkt man hierzu: „Wir ver-
mögen in den Aeußerungen des Fürsten Bismarck nichts
Gefährliches zu erkennen und deshalb können wir auch
nicht gleich der „Köln. Ztg.“, die jetzt mit der Bewunde-
rung für den früheren Bismarck die Geringschätzung
des heutigen wunderbar zu verbinden weiß, die Ver-
öffentlichung der Ansichten des einstigen Reichskanzlers als
einen „tieftraurigen Vorgang“ bejammern. Daß Fürst
Bismarck, nachdem man ihm das Handeln ungebührlich
gemacht, auch noch auf das Reden verzichten soll —
das kann man doch wohl sächlich nicht verlangen. Wo
ist es Sitte, einem verabschiedeten Minister den Mund
zu verbieten? In Hinterasien vielleicht, in Europa
sicher nicht. Zudem wüßten wir nicht, was von den
Mittheilungen des Fürsten dem Staatswohle schädlich
sein könnte. Theilweise sind dieselben rein historischer
Natur, ohne näheren Bezug auf die Gegenwart, theil-
weise geben sie persönliche Ansichten wieder, die jetzt
doch privater Natur sind, wenigstens keinen officiellen
Charakter tragen. Sicherlich hat der Fürst die aus-
ländischen Journalisten nur empfangen, um durch die-
selben der Welt eine sehr erwünschte Aufklärung über
die von ihm seiner Zeit befolgte Politik zu geben.“
— Was sein! Nun aber lasse es Fürst Bismarck mit
seinen „Enthüllungen“ genug sein! Wir zweifeln keinen
Augenblick daran, daß der große Staatsmann hierbei
von den wohlmeinendsten Absichten geleitet wird. Aber
die Welt verkennt diese Absichten nur zu leicht und schiebt

Feuilleton.

Die wilde Rose.

Von Th. Almar.

(21. Fortsetzung.)

Gustel nickte der Müllerin beistimmend zu, diese
fuhr fort:

„Doch Du verheimlichst ihm nicht nur, daß ich
Dich geschickt, sondern erzählst ihm im Gegentheile, ich
hätte Dich, als Du bei mir als Hirt Dich angeboten,
jornig aus dem Hause getrieben.“

Gustel nickte wieder, wie im Einverständnis, sah
aber Frau Babette schon aufmerksam an, welche also
fortfuhr:

„Nun höre! Du wirst von dem Tage, an dem der
Bettler Dich in den Dienst nimmt, von mir den doppelten
Lohn erhalten, wenn Du sein Thun und Treiben genau
beobachtest und mir alle acht Tage darüber Bericht
bringst.“

„Du mußt daher bei Deinem Herrn Dir die ein-
zige Bedingung ausmachen, in jeder Woche für einen
Tag Deine kranke Mutter besuchen zu dürfen, weil Du
ein so guter Sohn seiest.“

Gustel sah die Müllerin etwas verblüfft an. Seine
alte Mutter war allerdings immer krank, aber es war
ihm noch nie eingefallen, nach ihr zu sehen, außer, wenn
er am Abende zum Schlafen nach Hause kam. Der
Ausdruck „ein guter Sohn“ war ihm ganz fremd.

„Du kommst dann zu mir und erzählst Alles

wieder, was er gethan, was Du ihn sprechen gehört,
wann er zu meiner Stieftochter geht, wann er Abends
heimkehrt; dafür erhältst Du von mir jedes Mal einen
blanken Thaler, wie dieser hier ist!“

Frau Babette hatte einen noch ganz neuen Thaler
aus ihrer Tasche genommen und ließ ihn in der Sonne
spiegeln.

Die Augen des Jungen funkelten vor Begierde.
Einen ganzen Thaler hatte er noch nie in seinem Besitze
gesehen.

„Gustel, hast Du mich verstanden?“

„Frau Müllerin, ich gehe heute noch nach M.
Ich verfolge den Herrn Bettler überall und ein bißchen
Schreiben kann ich — da merk' ich Alles an, was er
thut und bringe es nach acht Tagen hierher zu Ihnen!“

„Recht so, Gustel! — Aber mit Vorsicht! Der
Bettler darf nichts ahnen.“

„Werde so schlau sein“, lachte der Hirtenjunge ver-
schmigt und nahm den ersten Thaler als Handgeld für
seinen neuen Dienst in Empfang.

Der Plan der Frau Babette war durchaus erfolgreich.
Es lag für Jachinsky durchaus nichts Auffälliges
darin, daß sich der Schafhirt in der fremden Stadt
zuerst an ihn wandte, der sich in Mosenbach mit dem
verschmigten Jungen manchmal unterhalten, ihn sogar
dann und wann als Postillon d'amour bei der blonden
Else benutzte hatte. Daher war der Junge auch ohne
jeden Einwand für einen möglichst geringen Lohn in
den Dienst genommen.

Von seinem ausbedungenen Rechte, alle acht Tage
nach Mosenbach zu gehen, machte er regelmäßig Gebrauch
und dann brachte er Frau Babette einen ganzen Bogen

voll der wunderbarsten Schriftzeichen, aus denen sie sich
allerdings nur mit Hilfe seiner mündlichen Erläuterungen
zurechtfinden konnte.

Diese Berichte gaben anfangs ihrer Eifersucht keine
weitere Nahrung. Ihr Geliebter führte im Ganzen
ein regelmäßiges Leben. Er war mit der Bürgerstunde
zu Hause und hatte keinen Umgang mit Frauen. Daß
er zur Familie Werlich ging, war natürlich und Gustel
hatte ihn noch nie mit Regina allein gesehen.

So waren drei Monate seit Gustels Dienstantritt
vergangen und regelmäßig empfing er nach jedem seiner
Berichte von Frau Babette seinen blanken Thaler.

Den Tag, an dem wir Frau Babette im Anfange
dieses Kapitels wiederfinden, war ein Posttag Gustels.

Frau Babette hatte mit Ungeduld der Ankunft
des Burschen.

Raum hatte die Schulmeisterwitwe die Wühle
verlassen, so erhob sie sich ungeachtet ihrer Schmerzen
vom Lager, ging unruhig im Zimmer umher und nahm
endlich Platz am Fenster, von wo sie starren Auges
auf die Landstraße hinunter blickte.

Es dauerte auch nicht allzulange, so kam der Er-
wartete auf's Haus zu und kaum war er in's Zimmer
getreten, so rief sie ihm auch schon entgegen: „Was
bringst Du heute?“

Unwillkürlich streckt sie dabei die Hand nach dem
Bogen aus, aber heute hatte Gustel keinen solchen
Bogen mitgebracht, sondern küsterte, geheimnißvoll sich
ihm nähernd: „Frau Müllerin! Gestern war die Regina
bei uns und der Herr war — ach, so sehr freundlich
zu ihr, ich habe ihn noch nie so gesehen.“